

Nr. 16. Bromberg, den 21. Januar 1930.

Schwarz auf Weiß.

Roman von Karl Wickerhauser.

(1. Fortsetzung.)

„Dumme Sache", meinte Wilhelm Overhoff. „Aber vielleicht könnte man ein Wörtchen für dich einlegen. Nicht heute: das hätte keinen Sinn. Aber morgen, übermorgen, wenn der Ärger verraucht ist."

„Glaubst du wirklich, daß da etwas zu machen wäre?" fragte Kurt Niemann zögernd.

„Man muß es versuchen. Aber — sieh dich immerhin einstweilen nach was anderem um."

Kurt Niemann drückte ihm nochmals dankbar die Hand.

„Also auf Wiedersehen heute abend in der Prinzenstraß."

Dann ging er.

Bei der Personalkasse holte er sich der Sicherheit halber die erwartete Bestätigung, daß es da für ihn nichts zu holen gab. Gehaltsanspruch und vorschußweise Zahlungen hoben sich glatt und reinlich auf.

Die Drehtür setzte ihn mit einem sanften Schwung auf die Straße. Er trottete die Leipziger Straße westwärts hinab.

Der Potsdamer Platz war von dem Geschrei der Zeitungshändler erfüllt. Soeben waren die Mittagsblätter erschienen. Den langsameren Konkurrenten voran heulten die jungen Kolporteure, gut zu Fuß und mit unerschöpflichen Lungen. Die ersten Exemplare der Blätter gingen reißend ab. An dem Papier haftete der durchdringende Geruch der Druckerschwärze.

Überall sah man die gelben Plakate, hörte man die Titelschreie des „Beobachters". Niemann legte sein letztes und einziges Zehnpfennigstück in einer Nummer dieser Zeitung an.

Zuallererst schlug er den volkswirtschaftlichen Teil auf, um nach den Notierungen zu sehen. Er las:

„Börse von heute
Weiter freundlich

Die freundliche Grundstimmung, die gestern zum Durchbruch gekommen war, übertrug sich auch auf den Beginn der heutigen Börse. Dabei war das Geschäft zunächst außerordentlich gering. Aus den Kreisen des Publikums lagen noch wenig Ordern vor. In einigen Spezialwerten bekundete allerdings das Ausland wieder Kaufneigung."

Niemann selbst hatte zwar noch keinerlei Vorteil von so freudigen Ereignissen gehabt, trotzdem war auch heute sein uninteressiertes Interesse für Börsendinge wach. Lustlose Haltung verstimmte ihn so tief, wie nur die Börse selbst davon verstimmt sein konnte. Aber alles stand ausgezeichnet, und dies schien der Beginn der lange erwarteten Hausse zu sein.

Sehr zufrieden mit der ökonomischen Situation kehrte Niemann zur ersten Umschlagseite zurück. Hier harrte seiner eine schwere Enttäuschung:

Demission der Regierung Briand
Revolution in Griechenland
Keine Veränderung der Lage

Das war ja Wort für Wort dasselbe, was er am Morgen mit einem flüchtigen Blick aus der gestrigen oder vorgestrigen Nummer ersehen hatte.

„Absolut keine Veränderung der Lage", so hätte man, wenn es nach ihm ging, drucken müssen. Und die ehrliche Versicherung, daß es nichts Neues gab, wäre das einzige Neue gewesen. Wohingegen man ihm mit so plumpen Mitteln das letzte Geld aus der Tasche zog. Und alle anderen Wißbegierigen gingen dem „Beobachter" so prompt, wie er selbst, auf den Leim. Mochten sie nur — er würde sie bestimmt nicht vor dem Hereinfall warnen.

Nur hatte er gehofft, ähnlich enttäuschte Mienen, wie die seinen, zu sehen. Aber vergebens wartete er auf Äußerungen der Verblüffung und eines berechtigten Unmutes über diese eklatante Irreführung bei den Menschen um ihn herum, die alle den „Beobachter" in Händen hatten. Nichts geschah. Keiner rührte sich. Offenbar gab es mit Ausnahme Kurt Niemanns keinen einzigen, der merkte, daß der heutige „Beobachter" von gestern war.

Er hielt das Mittagsblatt in der Hand, unschlüssig, ob er es nicht gleich wegwerfen solle. Dann schlug er nochmals die letzten Seiten auf, um nachzusehen, was es da an offenen Stellen gab. Doch der „Beobachter" war kein Annoncenblatt, er brachte bloß ein paar große Inserate, laut welchen ein Betriebsdirektor (Lederindustrie) und zwei Elektroingenieure gesucht wurden, während ein Steuersachverständiger, versiert mit allerbesten Empfehlungen, seine Dienste anbot. So schwenkte Kurt Niemann aus der Königgrätzer Straße wieder ins Zeitungsviertel ab, um die Aushängeexemplare der großen Blätter zu besichtigen.

Lange, nicht endende Spalten voll von Gesuchen der Postenlosen. Niemann zählte allein an die dreißig Kontokorrentbuchhalter, engere Berufskollegen, die meisten davon mit langjährigen Primareferenzen.

Die Aussichten waren zum Verzweifeln. Niemann sah eine Menge Schicksalsgenossen vor sich, schattenhaft, wesenlos — und dennoch hatten sie Leib und Seele wie er. Es herrschte ein Tohuwabohu von Einzelgefechten, die sie mit Klauen und Zähnen, schreiend, stöhnend gegeneinander austrugen. Immer mehr sanken dabei zu Boden, bis schließlich ein einziger als Sieger in die marmorne Triumphpforte A. Wernheimer einzog.

Unter solchen Überlegungen schlenderte Niemann den Landwehrkanal entlang heimwärts. Das Wasser war eine Selbstmordlockung. Weiß der Kuckuck, warum er der verzweifelten Stimmung nicht nachgab.

Trübselig ging er durch den tristen Hausflur, stieg langsam die einhundertdrei Stufen zu seinem Quartier empor. Da nichts auf ihn wartete, kam er noch immer zurecht.

Diesmal aber blieb ihm die Witwe Koritschan nicht erspart. Kaum, daß er die Tür geöffnet hatte, stand die Pensionsinhaberin, wie aus dem Vorzimmerboden gewachsen, da. Voluminös, hochrot im Gesicht und unsauber. Sie hatte nur wenige Haare (freilich genug, daß man gelegentlich — er sah das Bild mit allen Einzelheiten vor sich — eines davon in der Suppe entdeckte).

„Herr Niemann — eine Sekunde bitte. Die Miete für Februar-März — diverse Mahlzeiten . . .“

Ihre Miene war entschlossen, ihre Stimme Betteln und Drohen zugleich. Sie hielt dem säumigen Zahler die Rechnung vor die Nase. Und Niemann durfte nicht daran denken, an der Witwe vorbeizuhuschen oder ihre Worte zu überhören.

„Ich brauche das Geld dringend, äußerst dringend!“

Wie sie das sagte, empfand Kurt Mitleid mit ihr. Große Familie kleiner Gesamtverdienst — niemals gab es Geld in diesem Hause. Aber er hatte ja auch keines. Er konnte sie doch nur vertrösten. Um eine überflüssige Debatte zu vermeiden, log er:

„Sonnabend, Frau Koritschan, zuverlässig. Vom Überstundengeld.“ Wann hätte er je Überstunden gemacht! „Momentan selbst in prekärer Lage — Sonnabend auf den Pfennig.“

Niemann sah ihre Neigung an, Lärm zu schlagen. Doch die Enttäuschung war stärker als der Zorn und zudem klang ihr sein Versprechen glaubhaft.

Sie sogte:

„Also Sonnabend! Ich rechne damit!“ Warf ihm noch einen strafenden Blick zu und ging. Niemann trot ein paar tiefe Atemzüge. Das war ja noch glimpflich abgelaufen. Und bis Sonnabend hatte er Ruhe.

In seinem Zimmer hielt er vergeblich Umschau, ob nicht doch irgendwas unter seinen Habseligkeiten sich zum Versetzen eigne. Er war sich über das negative Resultat dieser Unternehmung von vornherein im klaren. Dennoch, damit nur die Zeit verging, damit er bei sich selbst den Eindruck erwecke, daß etwas in dieser Richtung geschah — inspizierte er den Schrank.

Ein einziger Blick genügte. Da waren fünf Hemden und das beste davon nachgerade schlecht genug. Ein Trödler hätte ihm für den ganzen Kram keine volle Mark gegeben.

Während er mit schnellen Schritten in dem langen Schlauche auf und ab lief, vom Fenster zur Tür und von der Tür zum Fenster, das seit Wochen ungeputzt war und dennoch die trostlose Aussicht auf den dicken, gelben Schornstein der benachbarten Kafferösterei nicht verhinderte — packte ihn eine kalte Wut. Am liebsten hätte er den idiotischen Schlot da drüben in die Luft gesprengt. Alles, was drum und dran hing, die Prinzenstraße, Berlin und die ganze Welt dazu.

Wieder in der Fensterecke angelangt, stieß sein Fuß auf einen Widerstand. Er drehte das Licht an, um das Hindernis in Augenschein zu nehmen. Der Stoß Zeitungen von heute früh! Die Nummer, deren erste Seite er schon am Morgen überflogen hatte, lag obenauf. Sein Blick verweilte länger auf dem Druckbild. Sein Blick blieb hängen:

Demission der Regierung Briand
Revolution in Griechenland.
Keine Veränderung der Lage

Las er denn immer und immer dasselbe? Wenn es auf der Welt nichts Neues gab, weshalb gaben sich die Zeitungen nicht einmal mehr die Mühe, etwas Neues zu erfinden? Sie brachten die gleichen Meldungen wie vor ein paar Tagen!

Niemann gedachte, diesen Fall offenkundigen Zeitungsschwindels zu untersuchen. Das Blatt, zu dessen Ankauf man ihn heute mittag geködert hatte, steckte noch in seiner Tasche. Er zog es hervor, um die beiden Nummern zu vergleichen.

Sonderbar! Er wußte nicht, was er denken sollte. Er fand überhaupt keinen Unterschied. Dieselben fetten Typen der Titelköpfe, dieselbe Raumeinteilung. Nicht genug daran, daß es da und dort die gleichen Nachrichten waren — sogar die Kabarettreklame, die den Absatz „Briands letzte Rede“ unterbrach, war dieselbe.

Niemann kannte sich jetzt überhaupt nicht mehr aus. Um über den merkwürdigen Fall mit sich selbst ins reine zu kommen, stellte er die Tatsachen einander gegenüber. Diese eine Nummer des „Beobachters“ hatte er zu Mittag gekauft. Das andere Exemplar hier hatte er mit der Morgenpost erhalten, es war also schon am Vorabend abgesandt worden. Und es waren die gleichen Nummern.

Wie stand es mit dem Datum? Heute war der Siebzehnte — und Niemann sah sich die beiden Exemplare auch daraufhin an. Alles stimmte: sie waren beide vom 17. März. So oft er auch die beiden Zeitungen durchblätterte; das Resultat blieb das gleiche. Die vermeintlich alte Ausgabe, die ihm der Briefträger am Morgen gebracht hatte, war die von heute. Andererseits aber befand sich um die Zeit, da Niemann diese Nachrichten las, die Nummer von Rechts wegen noch im Druck. Denn um ein Uhr hatte er ja das andere Exemplar noch druckfeucht aus der Hand des Kolporteurs empfangen.

Mit bebenden Fingern riß er den Pack Zeitungen auseinander. Die nächste Nummer — er traute seinen Augen nicht — war vom Achtzehnten. Da stand: Donnerstag, 18. März.

„Morgen“, flüsterte Niemann, mit irrer Stimme. „Donnerstag der 18. März, das ist morgen. Ich habe den „Beobachter“ vom morgigen Tag.“

Die Aufregung befiel ihn als ein Schüttelfrost, er war kaum imstande, weiterzublättern, die Glieder drohten ihm, den Dienst zu versagen, seine Gedanken gingen wild durcheinander.

„Dann kommt der Neunzehnte, übermorgen. Ja, es stimmt . . ., übermorgen ist Freitag. Und dann . . .: Sonnabend, der zwanzigste März, Sonnabend. Sonnabend. Das kann doch nicht wahr sein, das kann doch nicht . . .“ Er hielt inne. „Was ist das? Was heißt das? Wo bleibt die Nummer vom Einundzwanzigsten? Da ist eine Lücke, es folgt auf den Sonnabend Montag, der Zweiundzwanzigste, der Sonntag dazwischen ist übersprungen.“ Gleich fiel ihm ein, daß am Sonntag keine Mittagsblätter erscheinen. Er lachte. „Dann ist es ja gut. Dann ist alles in Ordnung. Weiter! Die Nummer vom nächsten Dienstag, vom Mittwoch, Donnerstag, Freitag . . ., nein, das will ich nicht . . ., aufhören. Wir sind bereits im April, mitten im April, heute am 17. März.“

Er blätterte bis zum Schluß des Paketes durch. Zuunterst lagen die Nummern vom Montag, Dienstag, Mittwoch, den achtundzwanzigsten, neunundzwanzigsten und dreißigsten des kommenden Juni.

Damit hörte der „Beobachter“ der Zukunft auf. Der Monat Juli blieb noch ein unbeschriebenes Blatt. Doch bis dahin, für die folgenden dreieinhalb Monate hatte Niemann ein geschlossenes Exemplar des „Beobachters“ in der Hand!

Das war doch ein Fiebertraum, die Ausgeburt einer überhitzten Phantasie. Es konnte kein Zweifel bestehen, daß er erhöhte Temperatur sowie einen wahnsinnig beschleunigten Puls hatte. Sein Herz marschierte im Geschwindschritt. Lange würde er diese Gangart nicht aushalten. Und die schreckliche Gefahr, verrückt zu werden vor Freude.

Wenn er nicht eben schon verrückt war und die zerstörten Sinne ihm das alles bloß vorgaukelten! Jetzt galt es nichts, als Ruhe zu gewinnen. Jede weitere Aufregung war seinem Leben schädlich. Und dieses Leben repräsentierte mit einem Schlag ein Kapital, das geschont werden mußte.

Er nahm sich zusammen. Vorläufig versagte er es sich noch, an die Konsequenzen des Zauberfalles zu denken. Besser, alles zwei- und dreimal durchzuüberlegen.

Und nochmals ging er den restlichen Stoß des „Beobachters“ durch. Auch die Datierung bis dreißigsten Juni stimmte. Es lag wohl nicht im Bereiche des menschlich Vorstellbaren, daß er alle diese Zeitungsnummern träumte. Er war wach. Er war — soweit dies in seinem erregten Zustande möglich war, fieberfrei.

Es war alles so, wie es sein sollte. Dies hier war Wirklichkeit. Niemann hatte sich schon oft ausgedacht, wie es sein würde, wenn irgendein kolossaler Glücksfall sich ereignete. Nun erkannte er, daß er sich den Haupttreffer in der Lebenslotterie ganz falsch vorgestellt, daß ihm das Unwirkliche noch immer viel zu wirklich geschienen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Unter den Pehuenchen.

Eine chilenische Erzählung von Friedrich Gerstäcker.

(31. Fortsetzung.)

Wie aber nun eine Verbindung zwischen beiden Ufern herzustellen? Meier lachte, als ihn der Doktor fragte, ob nicht irgendwo eine Brücke hinüberführe; selbst ein Fährboot existierte nicht, und über den Strom zu schwimmen, der an dieser Stelle wenigstens hundertundzwanzig Schritt breit sein muß, schien völlig unmöglich, jedenfalls mit der größten Gefahr verbunden. Cruzado löste diese Schwierigkeit rascher als sie gedacht, denn nach einem kurzen Wortwechsel mit den sie begleitenden Pehuenchen, die damit nicht ganz einverstanden schienen, lenkte er plötzlich sein Tier die Uferbank hinab. und ehe nur die Deutschen recht begriffen, was er beabsichtigte, schwamm das wackere Roß schon vom Ufer ab und kämpfte tüchtig gegen die nicht unbedeutende Strömung an.

Der Halbindianer, der vorher nur seine Satteltasche abgeworfen hatte, um es dem Tier etwas leichter zu machen, saß leicht und unerschrocken auf dessen Rücken und hielt den Blick fest voraus, auf das gegenüberliegende Ufer gerichtet. Jetzt hatte er etwa die Mitte des Stromes erreicht, und plötzlich hob sich der Braune aus dem Wasser; er hatte Grund und betrat hier eine Sandbank. die sich im Strom hinzog und bei niederem Wasserstand vielleicht zutag trat. Sie war nicht breit, diente aber doch dazu. das Pferd ein wenig ausschnaufen zu lassen, daß es von frischem Atem schöpfen konnte. Kaum eine Minute hielt der Reiter — mit wenigen Schritten war die Bank passiert — und drüben tauchte er wieder ihn die Flut ein, dem anderen Ufer rasch tauchte er wieder in die Flut ein, dem anderen Ufer rasch tüchtiges Stück in der Flut draußen. Dort mußte Schlamm sein. denn es arbeitete langsam vorwärts; aber nur bis zum halben Leibe stand es noch im Wasser. Jetzt trat es auf trockenen Boden, und der Reiter sprang ab, klopfte seinen Hals und führte es langsam die Uferbank hinauf.

Cruzado, der Halbindianer, war übrigens in dem Platz, den er jetzt betrat, nicht fremd. Manche Jahreszeit hindurch hatte er mit den kaum wilderen Pehuenchen gejagt und verlebt, und Mankelav, der Bruder des Häuptlings Jenkitruß. schien ihm besonders gewogen, da er ihn schon damals, als er nach Chile zurückkehrte, nicht ziehen lassen wollte, gehörte er doch auch weniger zu den Weißen als zu ihnen. Der spanischen Sprache mächtige Leute brauchten die Indianer stets. da sie nicht allein mit den Chilenen, sondern auch mit den Argentinern in dem fernen Fort Carmen in gelegentlichem Verkehr standen und häufig Botschaft von der argentinischen Regierung bekamen.

„Aber, Cruzado!" rief ihm der junge Häuptling entgegen, „auch wieder in der Pampas? Vortrefflich, Freund, und sicher doch, um hier zu bleiben, denn sonst hättest du dir eine andere Jahreszeit gewählt."

„Mankelav! Ich freue mich, dich zu sehen, Kazike", sagte Cruzado, während der Häuptling ihn. nach der Sitte der Indianer, umarmte, „ich hatte kaum gehofft, dich zu finden."

„Kazike ist meine Bruder — nicht ich", lächelte der junge Mann. „Ihm gib den Titel, — ich bin dein Freund — und nun komm, unsere jungen Leute haben eben eine Stute geschlachtet, und unsere Jäger heute morgen zwei Guanakos eingeliefert. Wir finden genug zu leben, und auch warme Felle und ein Zelt für dich."

„Aber ich komme nicht allein."

„Wen bringst du mit? Händler von Chile? Sind die Leute toll, daß sie beim Beginn der Regenzeit über die Berge kommen? Sie werden verkaufen, was sie mitbringen, und dann verzehren, was sie eingetauscht haben, ehe sie wieder in ihre Heimat zurückkommen."

„Es sind keine Händler."

„Keine Händler?" rief der jungeHäuptling erstaunt.

„Nein. Es ist ein alter Mann von Chile, dem dein Bruderdie jüngste Tochter auf einem Beutezug entführte, und er kommt hierher, um ihm ein reiches Lösegeld für sie zu bieten."

„Jenkitruß? Ja, ich weiß es!" sagte Mankelav nach einer Weile vor sich hin. „Ich wollte dir von Herzen wünschen, daß du dein Ziel erreichtest, aber — du hättest dafür zu keiner unglücklicheren Zeit eintreffen können."

„Und weshalb?"

„Genug für jetzt; komm, iß und trink und trockne deine Kleider. Dein Roß schwimmt gut, — — du bist rasch über den Strom gekommen."

Cruzado war zu viel Indianer, um nicht zu wissen, daß er ein Gespräch nicht weiterführen konnte, wenn es der Häuptling einmal fallen ließ. Geduld! Er hatte es dem alten Mann so oft zugerufen, er sprach es jetzt ebenfalls in sich hinein, und folgte so ruhig und unbekümmert der Einladung, als ob er einzig und allein zu dem Zweck über den Limai geschwommen wäre, um den jungen Häuptling zu besuchen und ein paar Tage bei ihm zu verweilen.

21. Der Kazike Jenkitruß.

Mankelav hatte sein eigenes Zelt, in welchem er mit seinen beiden jungen Frauen lebte. In den vorderen, durch Felle abgetrennten Teil desselben führte er jetzt seinen Gast; dort brannte ein Feuer, denn an Holz fehlte es ihnen in dieser Jahreszeit nicht, und während in einer anderen Abteilung Speisen für den Freund zubereitet wurden, gab er ihm warme Kleider und trug die seinigen selber hinüber, damit sie getrocknet würden.

Cruzado hatte, wenn er auch weiter nichts mit herübernahm, doch genug Tabak vorn in die Brusttasche gesteckt, um ein paar Tage damit auszureichen und auch davon verteilen zu können Er wußte, wie willkommen ein solches Geschenk stets, selbst im Zelte des Kaziken war. Mankelavs Gesicht leuchtete auch vor Freude, als ihm der Dolmetscher ein großes Stück abschnitt und hinüberreichte, und er drehte sich augenblicklich eine Zigarre.

„Und wo ist Jenkitruß jetzt?" fragte Cruzado.

„Hast du sein Zelt nicht gesehen? Hier!"

„Und denkt er noch lange hier zu weilen, oder geht er hinüber zu den Apfelbäumen? Tchaluak ist jetzt mit seiner Horde dort."

„Ich weiß es", erwiderte Mankelav, und wieder verdüsterten sich seine Züge. „Jenkitruß hat ihm schon einen Boten gesandt. der ihn herüberrufen sollte, aber er behauptet. er brächte seine Leute nicht fort, ehe sie nicht die schon bereitete Chicha getrunken hätten. Ich glaube, er mag selber nicht früher gehen."

Wieder schwiegen beide und bliesen den Rauch in langsamen Zügen durch die Nase.

„Tchaluak ist ein mächtiger Häuptling", sagte Cruzado nach einer langen Pause, und Mankelavs Blick flog rasch und mißtrauisch zu ihm hinüber.

„Was willst du damit sagen?" fragte er endlich.

„Er hat viele Verbindungen", erwiderte vorsichtig der Halbindianer. „Seine Boten kehren von Norden und Osten zurück."

„Ha! Und hast du dieselben gesehen?"

„Er macht kein Geheimnis daraus."

Mankelav schwieg; er lag ausgestreckt auf seinem Guanakofell, den Körper auf den linken Ellbogen gestützt, und rauchte schweigend fort. Eine junge, wunderhübsche Frau brachte das Essen in einer großen, hölzernen Schüssel herein, stellte es schweigend neben das Feuer nieder und verschwand, wie sie gekommen; der Häuptling hatte keinen Blick für sie.

„Und er will es mir nicht glauben", sagte er endlich. „Tag für Tag habe ich seine Ohren mit meinen Warnungen gefüllt; Tag für Tag ihn gebeten, mich hinüber zu senden mit meiner Schar. Nein, alles vergeblich, und die Folgen werden über ihn hereinbrechen, ehe er ihr Kommen ahnt."

„Und was trübt seinen Geist?"

„Ein Spukgebild, — eine Verbrüderung der roten Stämme zur Vernichtung der Weißen, — das Wiedergewinnen des von ihnen behaupteten Landes."

„Aber er ist den Weißen freundlich gesinnt."

„Er war es gegen einzelne, aber die letzten Vorfälle in Chile drüben, die Mißachtung, mit der man ihm begegnet, der Hohn selbst, mit dem man seinen Gesandten gebunden und gefangen gehalten, hat ihn zum äußersten gereizt. Deshalb sagte ich dir vorher, dein weißer Freund

hätte keinen unglücklicheren Zeitpunkt wählen können, um etwas zurückzufordern, das — zu seinem eigenen Unheil vielleicht — Eigentum des Kaziken geworden."

„Sein Eigentum?"

„Die junge Weiße ist sein Weib", sagte Mankelav düster.

„Und zu seinem eigenen Unheil?"

„Weil Haß und Unfriede dadurch in seine eigene Familie kam", erwiderte der Indianer. „Der Bruder seiner letzten jungen Frau ist einer der reichsten und angesehensten Pehuenchen. Er hatte einen Streit mit Jenkitruß und verließ das Lager im Zorn, und erst vorgestern erhielten wir Botschaft, daß er nach Fort Carmen zu den Argentinern geritten sei."

„Aber ihr lebt mit den Argentinern in Frieden?"

„Fluch über die Hunde!" rief der Indianer emporfahrend. „Solange sie uns Tribut zahlen, mögen sie leben; aber wagen sie es wieder ein einzigesmal, den zu verweigern, so . . ." Er biß die Zähne zusammen und starrte finster vor sich nieder.

„Der alte Chilene ist reich", sagte Cruzado, der indes seinem eigenen Ideengange gefolgt war. „Er wird alles bieten, was sein ist, um sein Kind wieder zu bekommen."

„Bah, was kann er bieten, was wir nicht selber im Überfluß besitzen?" sagte Mankelav verächtlich. „Pferde? Die Pampas schwärmt von ihnen, und vierhundert Stuten jährlich müssen die Argentiner liefern; Silberzeug? Jenkitruß' Pferd ist kaum imstande, das Silber zu tragen, das seinen Zaum und Sattel deckt. Was wir an Kleidern brauchen, weben unsere Frauen, und Waffen? Was braucht ein Pehuenche, was er sich nicht selbst erbeuten könnte."

„Aber kostbare Messer", sagte Cruzado, „Indigo, eure Zeuge zu färben, bunte, seidene Tücher, warme wollene Decken, Tabak, Schmuck für eure Frauen und Mädchen. Es gibt eine Menge von Dingen, die sich nicht in den Pampas finden, und doch für euch von Wert und Nutzen sind."

„Und wenn du recht hättest", sagte Mankelav, „so findest du doch jetzt meinen Bruder in keiner Stimmung zu einem Handel, noch viel weniger zu einer Gefälligkeit gegen den Weißen gerade, der seinen Stolz gekränkt hat. Wie er mir selber sagte, ist das Mädchen die Tochter des Mannes, in dessen Haus der von ihm abgesandte Bote überfallen und gebunden wurde. Jenkitruß war aber auf gar keinen Beutezug und im Frieden über die Kordilleren geritten. Sie haben ihn selber dazu getrieben, und er hätte nachher viel reichere Beute machen und eine Menge von Frauen rauben können — aber er nahm nur die eine, um den Verräter zu strafen."

„Ich glaube, es sind zwei Frauen damals entführt worden, wie mir Don Enriques Peon sagte."

„Ja", lächelte Mankelav. „Saman — du kennst ihn wohl noch von früher her, — ein Panther, den er mit dem Lasso geworfen, sprang auf ihn und zerkratzte ihn bös, — hat sich noch eine junge Frau aus den Ansiedlungen mitgebracht. Ich glaube, mit ihm würdest du einen Handel machen können, er wird sie dir billig überlassen."

„Aber Don Enrique behauptet", sagte Cruzado, — „daß die Gefangennahme des Indianers gegen sein Wissen, ja, gegen seinen Willen, nur von den chilenischen Soldaten ausgeführt sei."

„Die Weißen haben doppelte Zungen", erwiderte verächtlich der Indianer, „wer soll es ihm glauben? Es geschah in seiner eigenen Wohnung, und nie wird er Jenkitruß überreden, daß er an dem allem unschuldig sei."

„Und wird er ihn nur anhören wollen?"

Mankelav zuckte mit den Schultern.

„Wer kann vorher wissen, was er tut", sagte er zweifelnd. „Ich glaube sogar kaum, daß er ihm die Erlaubnis gibt, den Fluß zu kreuzen, und wenn er das wirklich tut, wird er ihn nicht in seiner Nähe dulden."

„Das Mädchen ist hier zwischen den Zelten?"

Mankelav schwieg und sah finster vor sich nieder, und Cruzado fühlte, daß er zu weit gegangen; rasch deshalb das Gespräch abbrechend, fuhr er fort:

(Fortsetzung folgt.)



Bunte Chronik



* **Jod in der Tierhaltung.** Die eingehenden Forschungen über die Bedeutung, die dem Jod nicht nur als Heilmittel, sondern auch als Baustein eines in der Schilddrüse entstehenden besonderen chemischen Stoffes für die Gesundheit des Menschen zukommt, haben im letzten Jahrzehnt unsere Kenntnisse auf diesem Gebiete erheblich erweitert. Es blieb natürlich nicht aus, daß man die Untersuchungen auch auf Haustiere ausdehnte. Die Anregung dazu gab das Problem, schon den kleinsten Kindern Jod mit der Kuhmilch zuzuführen. Man erzielte tatsächlich eine Anreicherung von Jod in der Milch, wenn man die Wiesen, auf denen das Milchvieh weidete, mit Jod düngte. Andererseits fand man, daß Jodmangel bei Haustieren, Schafen, Schweinen, Kühen und Pferden, ähnliche krankhafte Störungen hervorrief, wie beim Menschen. Der Nachwuchs neigte zur Kropfbildung, es traten Schädigungen des Felles ein, was in manchen Fällen die Schafzucht völlig unrentabel gestaltete. Verlangsamung des Wachstums, Blödigkeit, Steifbeinigkeit, überhaupt allerlei Kümmerungserscheinungen machten sich mitunter in verheerender Weise beim Jungvieh bemerkbar. Regelmäßige Jodgaben führten meist zur Abstellung der Schäden. Von weit größerer Wichtigkeit wurde aber die Beobachtung, daß Jodmangel auf die Fortpflanzungsfähigkeit hemmend wirkte. Das trat besonders bei hoch gezüchteten Rassetieren, beispielsweise Kühen mit Spitzenleistungen im Milchertrag, in Erscheinung. Auch hier zeitigten Jodgaben auffallende Erfolge. Ebenso ließ sich damit eine Qualitätsverbesserung der Milch erzielen, deren Fettgehalt bis zehn Prozent zunahm.

* **Die Schätze der Sultane.** Das vormals kaiserliche Palais von Stambul, wovon ein Teil unter dem Namen „der Alte Serail" bekannt ist, ist allmählich in ein Museum verwandelt worden. Man hat sogar die Schatzkammer des Sultans geöffnet und verschiedene Stücke in Gruppen zusammengefaßt, zu deren schönsten unstreitig die Throne gehören. Der bemerkenswerteste unter ihnen ist der durch Sultan Selim erbeutete Thron des Schahs Ismael von Persien. Dieser Thron stammt aus den Anfangsjahren des 16. Jahrhunderts und ist ein Meisterstück indischer Kunst. Er ist ganz mit Goldzierrat überdeckt und mit Emaillearbeiten in Form und Farbe von Pfauenfedern versehen, die im Verein mit Tausenden von Perlen eine überwältigende Wirkung hervorrufen. Ferner ist besonders der aus dem Anfange des 18. Jahrhundert stammende Thron des Sultans Achmed III. erwähnenswert, der aus Perlmutter gefertigt und mit Türkisen eingelegt ist, der Thron Murads IV. (Anfang des 18. Jahrhunderts), aus mit Elfenbein eingelegtem Ebenholz, beides Beutestücke aus dem dem Anfange des 18. Jahrhunderts stammende Thron des Bairam, ein großer Diwan, dick mit Gold beschlagen und mit großen kostbaren Steinen besetzt. Dieser Thron wurde auch noch bis in die neueste Zeit bei besonders feierlichen Anlässen verwendet. Auch Reliquien aus der byzantinisch-christlichen Zeit sind in kostbaren Schreinen vorhanden, so Teile des Schädels und eine Hand von „Johannes dem Täufer". Zwischen diesen Repräsentanten einer an Ereignissen reichen Vergangenheit stehen die kostbaren Geschenke, welche die Sultane von anderen Souveränen erhielten; merkwürdige Uhren mit uralten Mechanismen, Tintenfässer aus wundervollem Porzellan, Vasen und Gruppen aus dem gleichen Stoff, Miniaturen und andere Kostbarkeiten.

Lustige Rundschau



* **Die rechte Frau am rechten Platz.** „Vor vierzehn Tagen hast du erst diesen Hut bekommen und heute willst du schon wieder einen haben! Wo soll ich nur das Geld hernehmen?" — „Das weiß ich nicht. Ich bin doch deine Frau und nicht deine geschäftliche Beratung."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg